



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

W o c h e n b e r i c h t .

Aus Konstantinopel 8. Mai. — Ich komme eben von einem Spaziergange längs dem hohen Ufer zurück, welches vielfach zerklüftet und von tief eingeschnittenen Thälern durchbrochen, zum Theil mit Häusern und Gärten bedeckt, auf der diesseitigen Seite des Bosporus sich hinzieht. Das Wetter ladet nicht grade freundlich ein zum Hinaus ins Freie. Nachdem wir viele Monate lang unter den eisigen Schauern der Stürme aus Norden gebebt, ist es nunmehr der ungestüme Südwind, der Wolken auf Wolken thürmet, die, über das Marmorameer hinziehend, hier, gleich wie gehannt von der Stadt mit ihren hundert Minarets und hundert und aberhundert Kuppeln, die Stätte finden, wo sie sich entladen. Es ist dies derselbe Wind, den man im Sommer jenseits der Adria den Sirocco nennt. Die zartnervigen Schönen zu Pera leiden nicht minder darunter, wie die stämmigen, hochgewachsenen Grenadiere, die Altengland jüngst hierhergesendet hat. Alle Welt klagt über Kopfschmerzen, über Andrang des Bluts nach der Stirn und Schlaflosigkeit während der Nacht. In den Restaurationen hat die Sardelle, wie schlecht sie auch immerhin sein mag, unter solchen Umständen den Vorrang vor der besten Pastete, und der türkische schwarze und Salz vermengte Kawa dominirt in den Conditoreien über den café au lait.

Zu der allgemeinen Verstimmung tragen indeß noch andere Windrichtungen das ihrige bei. Den Alttürken ist es an und für sich nicht genehm, daß heute fremde Prinzen aus Frankistan in türkischen Palästen wohnen. Der neuliche Besuch des Großherrn beim Prinzen Napoleon hat sie nun aber vollständig in Alarm versetzt. „Wie konnte er sich so weit vergessen, das zu thun!“ hört man ganz laut äußern. Möglich, daß der neuliche fürchterliche Brand in Stambul, mitten im Centrum des großen Stadt-dreiecks, ein Ausdruck des zur höchsten Höhe gesteigerten Volksunwillens gewesen ist. Das Gerücht will von siebenhundert Wohnhäusern und — alles in allem — von zweitausend Gebäuden wissen, welche das rasende Element verzehrte. Die Nacht war sturmlos; nur ein leiser Wind blies aus Süd. Außerdem hatte es kurz zuvor geregnet. Dessenungeachtet wälzte sich bald nach Ausbruch des Brandes ein wahrer Ocean von Flammen zwischen den drei Hauptmoscheen daher. Die sternklare Nacht, die mitternächtige Stunde, der Schauplatz selbst, inmitten jener classischen sieben Hügel, die hochlodernenden Feuerfäulen, dazwischen das Jammergeschrei von Tausenden, das Menschengewimmel, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung verwendeten Truppenmassen — denken Sie sich dies alles, um eine schwache Vorstellung von der großartig-fürchterlichen Scene zu gewinnen. Prinz Napoleon eilte frühzeitig auf den Schauplatz des Jammers. Es war wahrscheinlich das grandioseste Schauspiel, welches seinem Auge sich jemals geboten hatte.

Raum minder wie die Alttürken mit dem fremden Besuch, sind die militärischen Gäste aus England und Frankreich mit den Türken zufrieden. Die britischen Truppen insbesondere erheben laute Klage. Sie vermutheten in den türkischen Kasernen den ganzen Comfort vorzufinden, welchen englische Gebäude der Art in sich einschließen, und sehen sich bitter getäuscht, als sie weder Betten, noch Tische, noch Stühle, noch Defen antrafen. Dazu kommt, daß die Nahrungsmittel, welche hier die Grundlage aller Maßzeiten ausmachen, Hammelfleisch und Pillau (Reis) den britischen Soldaten

nicht munden wollen. Nachdem man einige Wochen in den Kasernen zugebracht, hat man sie, der unter dem Namen Wanzen auch in unfrem Vaterlande manches Gebäude unbewohnbar machenden Thierchen wegen, wieder geräumt.

Die französische Hilfsarmee hat, wie Ihnen bekannt, ihren Sammelplatz bei den Dardanellen. Das Hauptquartier befindet sich in Gallipoli. Während einige Bataillone in kleineren Kasernen und Häusern einquartirt sind, lagert das Gros unter Zelten. Die Unzufriedenheit soll dort weniger groß wie hier sein; indessen fanden dann und wann auch kleine Reibungen mit der türkischen Bevölkerung statt. Die Franzosen hatten eine Zeit gestattet, daß der Muessin (Priester) von der Höhe eines nahe an der Moschee stehenden Minarets herunter das Gebet abrufe. Später stellten sie Schildwachen auf, welche den Imam zurückweisen. Ich weiß nicht, ob irgend welcher Grund für diese Maßregel vorhanden war: gekränkt hat sie indeß ohne Zweifel.

Die lange vermiste Cavalerie beginnt nun endlich einzutreffen. In der vergangenen Woche langte eine Schwadron hier an, und bis zu Ende der laufenden rechnet man darauf über tausend Pferde hier zu haben. Die Schätzung scheint nicht übertrieben, daß sich bis jetzt über 20,000 Mann englischer Truppen hier befinden und inclusive der Franzosen in den Dardanellen überhaupt 50,000 Mann. Ich zweifle indeß, daß dieselben vor Juni etwas unternehmen werden. Meine Ansichten über den Operationsplan kennen Sie bereits. In Ungewißheit bin ich, wie die Entscheidung auf die vor vier Wochen gemachte Anfrage in Hinsicht auf eine nach Barna zu entsendende französisch-englische Garnison lautet. Wie Sie sich erinnern werden, hatten die türkischen Minister, unmittelbar nach dem Donauübergange der Russen, um solche gebeten.

Vom Kriegsgange an der Donau weiß man nichts Näheres, ausgenommen, daß seit zehn Tagen Silistria bombardirt wird. Die Absicht des Generals Schilder, der ein Feind des Stürmens, überhaupt aller mit großem Menschenverlust verbundenen Gewaltacte ist, scheint darauf hinauszugehen, durch Gegenbatterien die artilleristischen Streitmittel des Places zu zerstören, und demnächst einen Angriff über den Strom hinweg auf denselben zu unternehmen.

Neuerdings wird eine maritime Expedition nach der abassischen Küste ausgerüstet. Die türkische Flotte wird zweiundzwanzig Segel stark auslaufen und eine Division wahrscheinlich bei Tscheskatali landen. Man redet von zehntausend Mann.

Den 11. Mai.

Man kann die hier cursirenden Gerüchte ihrem Ursprunge nach in drei Classen theilen. Bei weitem die meisten gehen von der Börse aus. Man nennt sie hier „die Nachrichten aus Galata“ (in Galata liegt die Börse) und ist im großen Publicum nicht eben geneigt, ihnen eine bedeutende Zuverlässigkeit zuzuschreiben. Kenner des Terrains wissen unter diesen Neuigkeiten genau die zu unterscheiden, welche von griechischen im Gegensatz zu fränkischen Kaufleuten ausgehen und es ist das kaum schwer, da sie alle zumeist die Farbe an der Stirne tragen. Doch muß man den Erfindungen von Galata der Hauptsache nach zugestehen, daß sie eher türkenfreundlich wie türkenfeindlich sind. Es gilt dies überhaupt vom ganzen hiesigen Handelsstande, der selbstredend nur verlieren würde, wenn das osmanische Reich zusammenbrechen sollte, sei es nun, daß die Russen oder Griechen es in Besitz nähmen; ja es gibt starke Gründe für die Vermuthung, daß

die hiesigen Firmen, hellenischer Nationalität letztere Eventualität äußerst ungern eintreten sehen würden.

Eine zweite Classe von Nachrichten und die nächst den erstgenannten in vorwiegender Masse im Umlauf ist, findet ihren Ausgangspunkt in den verschiedenen Gesandtschaftshotels. Wer sie von dort aus erster Hand zu entnehmen vermag, wird sich zu gewissen Zeiten den bestunterrichteten Personen von Pera beizählen dürfen; allein aus zweiter und dritter Hand bekommt man schon nicht mehr völlig unverfälschte Worte, und in die rasche Strömung des Geflüsters von Mund zu Mund gelangt, ändert das Gerücht schnell Farbe und Gepräge. Denn Sie wollen nicht vergessen, daß in Pera, der Frankenstadt Konstantinopels, die verschiedensten Nationalitäten sich im dichtesten Nebeneinander befinden, was niemals ohne nationale Reibungen und Eifersüchteleien bleibt.

Die dritte Quelle fließt nur sparsam und stockt zuweilen ganz, aber was aus ihr entnommen ist, darf fast immer als exact betrachtet werden. Schlichtweg bezeichnet ist es die türkische Quelle. Zwar sind die osmanischen höchsten Beamten von äußerst schweigsamer Natur, und wenn es auf ihre Bereitwilligkeit zu Mittheilungen an Franken ankäme, würde kaum irgend jemand von dieser Seite her etwas in Erfahrung bringen. Dagegen sind der Geschäftsgang, Sitte und Gewohnheit der Art, daß viele niedriggestellte Personen, Schreiber, Pfeifenstopfer, sonstige Diener, zumal die Thüren immer offenzustehen pflegen, sich in allen Fällen mit im Geheimniß befinden. Es ist bekannt, daß die Ausbeutung dieser Gelegenheit, zur „Information“ zu gelangen, zu den wichtigsten Geschäften der unter dem Namen zweiter und dritter Dragoman bei den Legationen angestellten sprachkundigen Beamten gehört. In kritischen Zeiten spielt der Gesandtschaftschef nicht selten größere Summen in die Hände der letzteren, um sie in den Stand zu setzen, inmittelst des Schlüssels, welcher hier alle Thüren öffnet, nämlich durch den Backschisch oder das Trinkgeld, so viel Zungen als möglich mittheilsam zu machen. Kaum jemals ist in älteren Zeiten ein Sterblicher in diesen Künsten mehr Meister gewesen, als der berühmte polnische Agent Karls XII., Boniatowski. Später wurde die französische Legation nach dieser Richtung hin ausnehmend geschickt bedient; die russische führte in den zwanziger und dreißiger Jahren manchen geschickten Schlag durch dasselbe Mittel, was schließlich kaum irgend ein hiesiger Gesandter verachtet hat.

Selbstredend ist die Journalistik nur äußerst selten in dem Fall, aus dieser dritten Quelle schöpfen zu können. Auch die bemitteltesten Journale, auch Times und Morning-Chronicle, welche hier eigne Correspondenten haben, werden ziemlich auf dieselben Neuigkeiten und Gerüchte angewiesen sein, die sich jedem andern bieten; denn um einen türkischen Tschibuckchi sprechen zu machen, genügt es nicht, ein Goldstück springen zu lassen: man muß auch seine Sprache reden können.

Die große Masse der türkischen Bevölkerung lebt in der größten Unwissenheit über das, was vorgeht. Daher die gewöhnliche Frage beim Eintreten ins Kaffeehaus an den Franken: havadis del? — keine Neuigkeiten? Man kann behaupten, daß ein gewisser nationaler Stolz die meisten Osmanen daran hindert, den heutigen Dingen auf den Grund zu gehen, und sich einen klaren Ueberblick über dieselben zu verschaffen. Außerdem mangelt es ihnen zumeist an allen geographischen Kennt-

nissen, die, wo es auf das Begreifen von militärischen Vorgängen ankommt, unerlässlich sind. Ich bin entschieden der Meinung, daß es schwerfallen würde, unter hunderttausend Türken von altem Schlage und alter Unwissenheit auch nur zehn mit wenig Worten klar zu machen, daß Rußland auch von einer andern Seite, als der des schwarzen Meeres her, zu Wasser angegriffen werden kann. —

— — — Tausend sich durchkreuzende Gewitter hätten keinen größern Lärm machen können, als der Donner der Geschütze, der am vergangenen Montag Nachmittag den General en Chef der verbündeten Armeen empfing. Die Begeisterungskanonade von den Strandbatterien und den Kriegsschiffen her rollte wie ein schwer sich entladendes Gewitter über die sieben Hügel und die Höhen von Pera hin. Selbstredend ist der Ankömmling nunmehr Löwe des Tages. Aber wenn mich nicht alles täuscht, gefällt er keiner der hiesigen Parteien. Der mächtigsten unter ihnen, — ich meine die weitsichtige Fraction, welche sich aus den perotischen Damen zusammengesetzt — mißfällt entschieden seine Haltung und sein Aeußeres. Die militärischen Ankömmlinge von Frankistan haben eine zu umfangreiche Kenntniß von seinem Privatcharakter, um sich in außerordentlichen Guldigungen zu ergehen; im besondern ständen die Engländer lieber unter gesondertem, britischen Oberbefehl; dazu kommt die etwas geschraubte Stellung, in welcher der Höchstcommandirende sich zu den Legationen, im besondern zu der seines eignen Souveräns befindet.

Alle diese Gegensätze hatten jüngst auf dem glänzenden Ball des französischen Ambassadeurs, Baraguay d'Hilliers Gelegenheit, sich einander gegenüber und in ernster Berührung zu finden. In der That mischen die Ereignisse der jüngsten Monate Elemente der allerheterogensten Art auch innerhalb der sonst geschlossenen geselligen Kreise untereinander. Man hätte vor einem halben Jahre noch Mühe gehabt, sich einen Salon auch nur zu denken, in welchem General Klapka und die Polen Zamozski und Wysozski mit dem Vertreter seiner kaiserlich königlichen apostolischen Majestät als gleich willkommene Gäste empfangen werden. Uebrigens war die Spiree, welche als „ein dem Prinzen Napoleon angebotener Ball“ auf den Einladungskarten figurirt, ohne Frage die gänzendste in der hinter uns liegenden Saison. Sie kennen, wenn ich nicht irre, aus meinen früheren Briefen noch nicht die äußerst eleganten Empfangsräume des französischen Palais in Pera. Dasselbe liegt, wie alle Gesandtschaftshotels, mit Ausnahme des englischen, auf dem nach dem Bosphorus gewendeten Hange des Perahügels. Die Straße, welche zum Gesandtschaftshof hinunterführt, ist eng, wie denn überhaupt alle Palais in der Frankstadt, etwa das russische ausgenommen, sich keiner imponirenden Eingänge rühmen können. Letztlich hat man mehre Treppen zu passiren, um ans Portal zu gelangen. Man tritt zunächst in eine Vorhalle, und darnach in eine Galerie, an deren Ende, also parterre die Staatszimmer sich öffnen. Dieselben gruppiren sich um die drei Frontseiten eines Saales, welcher elegant, meist mit Gold decorirt, aber mit nicht mehr ganz modernen Meublen ausgestattet ist. Dasselbe gilt von den übrigen Gemächern. Nur ein kleiner Salon (auf der schmalen Seite des Ballsaales), in Betreff dessen einzig und allein zu bedauern ist, daß seine Höhe den sonstigen Dimensionen nicht entspricht, hat ein reiches und modernes Ameublement. Da zu derartigen großen Festen, wie das jüngste, siebenhundert bis achthundert Einladungskarten ausgegeben zu werden pflegen, so mögen Sie hieraus auf das innerhalb der immerhin beschränk-

ten Räume herrschende Gedränge schließen. Die tanzenden Paare bewegen sich fast wörtlich Arm an Arm, und die Française gibt unter solchen Umständen ein ziemlich zutreffendes Bild von dem Avancirmarsch eines in Linie stehenden Bataillons. Daher allerhand Unglücksfälle bei den zarten Toiletten: zerbrochene Armbänder, verlorene Broches, zerknickte Fächer, niedergefallene und zertretene Bouquets u. s. w. Den reichen Ballschmuck der Perotinnen schilderte ich Ihnen bereits bei einer andern Gelegenheit.

Die Ausschiffung von Truppen und Kriegsmaterial auf der hiesigen Rhede dauert ununterbrochen fort. Gegenüber von Sutarı liegt aus Anlaß dessen gegenwärtig eine große Flotte von Dampfern vor Anker, darunter auch das Riesenschiff Simalaja, welches gestern anlangte. Es war ein interessanter Anblick, diesen Leviathan mit vollem Dampf einlaufen zu sehen. Denken Sie sich ein gigantisches, langgestrecktes, in Anbetracht dieser Dimension ziemlich scharf gebautes Fahrzeug, welches hoch wie ein Zweidecker über dem Wasser liegt, und von vier ungeheuren Masten überragt ist. Es hatte sich, wahrscheinlich in Folge eines Mißverständnisses, anfangs dem Stadthell Toppana gegenübergelegt; als es umwendete, um den Anlandepunkt an der Harem-Stelle zu gewinnen, konnte man, neben den kolossalen Abmessungen, zugleich den graziosen Schwung aller Umrisslinien des Baues bewundern. Die Schraubstücker unter dem Steuer, welche das Riesenboot in Bewegung setzen, arbeiteten gewaltig und warfen hohe Wellen auf gleich dem stärksten Orkan. Aber dennoch war der Eindruck ein weit weniger geräuschvoller, als ungleich kleinere Radschiffe ihn veranlassen.

Ein anderes Dampfboot im Bosphorus ist jetzt Gegenstand der Neugierde von ganz Konstantinopel, im besonderen der türkischen Bevölkerung. Es ist von Abbas Pascha, dem Vicekönig von Egypten, gesendet worden, und ich weiß nicht, ob zum Geschenk für seine dereinstige kaiserliche Schwiegertochter bestimmt, oder nur Ueberbringer eines äußerst werthvollen Brillantschmuckes für dieselbe. Wenn ich nicht irre, ist es dieselbe Dampfregatte, welche Abbas Pascha jüngst in England erbauen ließ und von deren prachtvoller Ausschmückung seiner Zeit in den Zeitungen vielfach die Rede gewesen ist. Auch vierundzwanzig prachtvolle arabische Hengste sollen von dem ägyptischen Steamer als Geschenk mitgebracht worden sein. Außerdem eine beträchtliche Geldsumme.

Der Großherr weilte in den Tagen vom Freitag zum Montag in dem Kiosk (sprich Köschl) von Kiahat-Hané, eines Wiesengrundes, der im Sommer als Weidplatz der kaiserlichen Pferde dient, und wo, wie Sie aus meinen früheren Berichten wissen, die Türken und namentlich ihre Weiber, an Freitagen sich zusammenfinden, um in allerhand eleganten und nicht eleganten, modernen und äußerst antiken Fuhrwerken, natürlich verschleiert und mit dem obligaten, nie fehlenden Gefolge von schwarzen Verschnittenen Corso zu fahren. Der erwähnte Kiosk ist ziemlich geschmacklos gebaut, und seine innere Einrichtung, welche ich natürlich nicht kenne, soll noch um vieles geschmackloser und zum Theil ärmlich sein, natürlich nur nach unsren Begriffen, denn was Luxus und Comfort angeht, hat der Orient seine eignen, besonderen, mit denen des Abendlandes in gressem Widerspruch stehende Vorstellungen. Prächtigt ist hier, im Grunde genommen, nur das, was bunt ist und einen, wenn auch längst veralteten, goldenen Schimmer hat. Eine Araba (türkischer Wagen), selbst wenn

seine Form noch so harock und für die Darinsitzenden unbequem ist, wird unter allen Umständen von den meisten Orientalen einem eleganten europäischen Staatswagen vorgezogen werden, wenn dieser dunkel, anstatt in hellen Farben lackirt ist, und seine Vergoldungen daran angebracht sind. Der Sultan muß dieser Geschmacksrichtung folgen, wenn sie auch nicht mehr seine eigne ist. Auch seine Carrossen sind, obwohl sie aus Frankreich und England verschrieben werden, mit goldnem Glimmer überladen und ich bin davon überzeugt, daß er es kaum wagen dürfte, ohne Gefahr zu laufen, das äußerste Mißfallen seines Volkes zu erregen, sich in einer Hofequipage, wie man sie zu Windsor und in den Tuileries hat, zu zeigen. Als er neulich aus Riabat-Hané zurückkehrte, saß er in dem von mir schon öfter erwähnten Halbwagen, die Zügel selbst-eigenhändig führend. Es scheint gegen türkische Etikette zu sein, daß ein Kutscher auf demselben Wagengestell mit dem Padischah, dem Schatten Gottes nach moslemitischen Begriffen, Platz nimmt. Nebenher gingen Pfeisenträger und Jees (Reitknecht). Sodann kamen die Kammerherrn zu Pferde und ein Viket Lanciers. Aus Anlaß der Ankunft des Prinzen Napoleon haben dieselben jüngst, anstatt der blauen, in denen die Kaiserwache sich dann und wann auch noch zeigt, scharlachrothe, nicht übel kleidende und dem türkischen Geschmack durchaus entsprechende Uniformen erhalten.

Die bunten Uniformen sind überhaupt jetzt hier an der Tagesordnung mitten im bunten Leben von Pera. Man sieht in der grande Rue überwiegend viel Engländer, aber auch französische Offiziere trifft man in Menge. Der Unterschied zwischen beiden Nationen kann nirgends greller ins Auge fallen, als wo man sie uniformirt vor sich hat. Die Briten sind entschieden große Erscheinungen, dabei noble und, was nicht von allen Briten gebührend anerkannt wird, innerhalb der Grenzen des Offizierstandes bescheidene Leute. Die Franzosen treten kokett auf, wo sie immer sich zeigen. Was soll ich Ihnen endlich von den spanischen Offizieren in Begleitung des Generals Prim sagen? Sie erscheinen im rothen und blauen Costüm, tragen hohe Reiterstiefeln, niedrige Federhüte und sind fast durchweg von schmuckem Ansehen, was von General Prim selbst nicht eben behauptet werden kann. Man ist niemals recht klar geworden, was diese seltsame militärische Deputation hier will. Im vergangenen Feldzuge hat der „spanische Feldherr“ gradezu nichts geleistet, wenn ein Zuschauen aus geraumer, die Schußweite übersteigender Entfernung nicht für eine Action gilt; in der gegenwärtigen Campagne aber wird er noch ungleich weniger — sich auch nur bemerklich zu machen im Stande sein, weil die englische und französische Generalität selbstredend die ersten Rollen, und zwar mit vollem Recht, für sich in Anspruch nimmt. Jedenfalls wird seine Anwesenheit auf dem Kriegsschauplatz mehr Verlegenheiten veranlassen als heben.

Wie es immer zu gehen pflegt, wo die Thaten auf sich warten lassen, füllen jetzt Persönlichkeiten und ihre Interessen den weiten Raum, welchen dereinst hoffentlich die Ereignisse einnehmen werden. Man ist äußerst gespannt darauf, wie die Generale St. Arnaud und Baraguay d'Hilliers sich gegenseitig stellen werden. Den letzteren nahm ich erst neulich Gelegenheit Ihnen zu charakterisiren. Niemand zweifelt daran, daß seine schroffe Trockenheit ihn wenig geeignet zum Mann der Verbindung, der Verknüpfung, mit einem Wort zum Diplomaten macht, man zollt aber bei dem allen seinem Privatcharakter die höchste Achtung.

Neben den englischen und französischen Generalen von nicht eben historischem Klang und deren Renommé sich im besten Falle von Indien und Algerien herschreibt, lebt

jetzt hier in einem kleinen Hause, von dem er überdies nur zwei Zimmer in Anspruch genommen hat, Georg Klapka, neben Bem der befähigste Führer aus dem ungarischen Kriege. Seine Ankunft schreibt sich vom Herbst vorigen Jahres her und er hat seitdem alle Wechselfälle hiesiger Gunst und Ungunst des Geschickes durchgemacht. Als er in Pera anlangte, stand ein Bruch mit Oestreich als Möglichkeit da, und seine Anwesenheit wurde von türkischer Seite nicht ungerne gesehen. Aber schon im December erkaltete man sichtlich und als endlich am 30. Januar der Serasker Mehemed Ali Pascha, durch Nisa Pascha ersetzt worden war, deutete man ziemlich unumwunden an, daß man seine Besuche als eine Quelle etwaiger Verlegenheiten ansehe. Eine Linderung trat darin erst mit der Kriegserklärung der beiden Westmächte an Rußland ein. Die Cabinete von Paris und London faßten von da ab den Plan der Organisation einer ungarischen und polnischen Legion, die auf dem asiatischen Kriegstheater verwendet werden sollte, ernster ins Auge und ließen dem General darüber Mittheilungen durch ihre Botschafter zugehen. Ich bin nicht unterrichtet, wie die Angelegenheit steht, vermute aber, daß der Ausführung nach manche Hindernisse im Wege liegen.

Daß es hier im übrigen von allerhand Abenteurern wimmelt, werden Sie, als sich von selbst verstandend, voraussehen. Jüngst fanden sich viele piemontesische Offiziere ein — wahrscheinlich vergebens, da keine Aussicht auf Anstellung in türkischen Diensten vorhanden ist. — — —

— Man kann, unter gewissem Gesichtspunkt, die Behauptung aufstellen, daß in den Völkern ein unbewusster Instinct vorhanden ist, welcher sie auf das hinführt, was ihre Lage erheischt. Im besondern Bezug auf unser westliches Nachbarvolk hat neulich erst Ranke in seiner französischen Geschichte auf diesen dunkeln innern Drang hingewiesen, der in Augenblicken der höchsten Gefahr für das Gemeinwesen, nicht selten zu dem Rettungspfade führte. Noch leztlich, im December 1848, war die Berufung Ludwig Napoleons zum Präsidenten, was man auch immerhin über die Consequenzen der Wahl denken mag, ein Werk dieses Instincts.

In der deutschen Geschichte tritt derselbe wieder wie in der französischen in einzelnen großen Acten hervor, aber er ist darum nicht weniger im Volke vorhanden. Mehr als man gemeinlich anzunehmen geneigt sein mag, hat er zur Formirung der beiden großen Monarchien, zunächst der österreichischen, das Bollwerk gegen das vordringende Osmanenthum, und später der preussischen, welche da ihre Stelle fand, wo früher ausländische, im besondern schwedische und französische Einflüsse geherrscht hatten, beigetragen. Es war unter der Einwirkung des Türkenerschreckens, daß sich der Kaiserstaat der Habsburger zum Theil aus sehr heterogenen Elementen bildete; es waren andrerseits die schmerzlichen Eindrücke des dreißigjährigen Kriegs, in welchem Norddeutschland, in Ermangelung eines daselbst die deutschen Marken hütenden Großreichs, nachdem die religiöse Frage längst in den Hintergrund getreten war, der Kampfplatz dänischer, schwedischer und französischer Heere ward, welche, in Art einer Reaction des Nationalgefühls und nationaler Interessen, das Aufkommen der preussischen Monarchie inmitten der weiten nordgermanischen Ebene mächtig hinderten. — — —

Wie mag man sich das mächtige Drängen erklären, welches kurz nach Beendigung der letzten großen Kriege, nachdem Napoleon entthront und nach St. Helena geführt

worden, sich in allen deutschen Stämmen der nationalen Einigung entgegenregte?! Die Furcht vor Frankreich konnte unmöglich das Motiv sein, denn eben dieses Frankreich war durch den von Deutschland siegreich beendeten Kampf ohnmächtiger geworden und stand, namentlich damals, in Europa machtloser da, als Jahrhunderte zuvor. In Wahrheit lag der Anstoß für die zur Einigung drängende Bewegung, welche wir noch jüngst, im Jahre 1848, so lebhaft und stürmisch sich regen sahen, in der entgegengesetzten Richtung. Die gewaltige Machtzunahme Rußlands, überhaupt das in den Vordergrund des Welttheils getretene Slawenthum, hinter dem man sofort, wenn auch anfangs nur instinctiv, das ahnte, was nunmehr so offen hervorschaut, dieses Slawenthum mit der Tendenz zur europäisch-asiatischen Continentalherrschaft, welches im Zarenreich seinen starken Vertreter hat, war es, welches die Deutschen von der Adria bis zur Ostsee mit dem vorerst dunkeln und unklaren, aber im Laufe der Zeit mehr und mehr wach gewordenen Gefühl erfüllte, daß Preußen und Oestreich, wenn sie einzeln in den Kampf mit dem über Nacht stark gewordenen Gegner verwickelt würden, ihm erliegen müßten. Daher mit jedem neuen Siege, den Rußland auf diplomatischem Felde wie über seine Feinde am Kaukasus, in der Türkei, in Polen, in Ungarn endlich ersocht, die immer ängstlichere Befürchtung, ein nächster möge mit seiner Waffenschwere auf uns fallen und, vereinzelt wie wir es sind, uns erdrücken.

Es scheint, daß damit der Gesichtspunkt angedeutet ist, von dem aus die vor kurzem zu Stande gekommene österreichisch-preußische Allianz aufgefaßt werden muß. Dieselbe kann füglichweise nur eine Fronte haben: gegen Rußland. Nur der Widerstand gegen Osten ist als rationelle Bestimmung ihr zu stellen. Je unbedingter sie diese Tendenz innehalten wird, desto lebhafter wird sie von den Maffen unterstützt werden, die hinter ihr stehen und deren Vertretung ihr nächstliegender Zweck ist. — — —

— Welche Dimensionen der Angriffskrieg, welchen die beiden Westmächte, vom baltischen Meere her, gegen Rußland eröffnet haben, in Rücksicht auf eine massenhafte Verwendung von Landtruppen noch annehmen mag, darüber wird heute niemand mehr in Zweifel sein können, daß England denselben mit der festen und unwandelbaren Tendenz zur Zerstörung der russischen Seemacht führen wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß zur Zeit, wenn einst Frieden zwischen Großbritannien und dem Zarenreiche geschlossen sein wird, kein moskowitzisches Linienschiff mehr in der Ostsee existirt; daß alsdann von einer russischen Seemacht nicht mehr gesprochen werden kann, und daß dem Zaren nichts verbleibt, als die Möglichkeit: das Werk Peters des Großen von neuem zu beginnen.

Wenn die Vernichtung der russischen Seemacht ein europäisches Ereigniß sein wird, so hat sie im besondern eine große Bedeutung für Deutschland. Preußen hat seit dem schleswighen Kriege sich endlich dazu entschlossen, eine Kriegsmarine zu gründen. Der Entschluß kam spät, aber er wurde dessenungeachtet freudig im ganzen deutschen Volke begrüßt. Wenn es eine Partei gab, die von dieser Theilnahme an der neuzuschaffenden Flotte sich ausschloß und in derselben, nach wie vor, eine zwecklose Institution betrachtete, so konnte dieselbe kaum einen andern Grund für ihre Meinung geltend machen, als den: daß alle Anstrengungen Preußens für seine maritime Entfaltung, in der Nordsee durch die Nähe Englands,

in der Ostsee durch die Russlands, mit ihrer erdrückenden Uebermacht zu Maßregeln von fraglichem Werthe gemacht würden. Denn es ist unbestritten, daß eine Seemacht mehr wie dies bei den Landmächten der Fall ist, die numerische Ueberlegenheit des Gegners zu scheuen hat. Um dies mit einem Beispiel zu belegen, genügt es, auf den geringen Nutzen hinzuweisen, den unsre im Jahre 1849 schon in etwas vorgeschrittene maritime Bewehrung bei Gelegenheit des neu ausgebrochenen dänischen Kriegs gewährt hat. Immer ist es in die Hand des die Uebermacht habenden Feindes gegeben, die Häfen des Mindermächtigen mit einer der eingeschlossenen überlegenen Streitkraft zu blokiren und den etwaigen Ueberfluß an Fahrzeugen zur Vernichtung seines Handels auf offenem Meere zu verwenden, zumal in Binnengewässern wie die Ostsee. Wenn die Vereinigten Staaten von Nordamerika scheinbar der überlegenen Seemacht Englands zu widerstehen vermochten, so liegt dies eben darin begründet, daß in diesem Fall zwischen den beiden kriegsführenden Mächten ein weiter Ocean lag, welche die Ueberlegenheit des einen nicht in dem Maße, wie dies sonst geschehen sein würde, auf den andern wuchten ließ, und daß England zu derselben Zeit Krieg mit Frankreich führte.

Nach der Zerstörung der russischen Seemacht werden aber die Verhältnisse in der Ostsee für Deutschland, d. h. zunächst für Preußen, ganz anders liegen. Wenn es als ein vergebliches Bemühen erscheinen konnte, den russischen dreißig Linien Schiffen, seinen drei baltischen Geschwadern gegenüber nach einem Machtgleichgewicht zu streben, so liegt fortan nichts Angebeuerliches in dem Gedanken, nach Vernichtung der russischen Seemacht, die Herrschaft in der Ostsee sich zum Ziele zu stecken. Schweden hat zehn, Dänemark sechs Linien Schiffe — bringen wir es auf elf, so ist die Ostsee preußisches und insofern deutsches Reichsmeer.

Diese Angelegenheit ist von zu großer nationaler Bedeutung, als daß ich nicht die Hoffnung aussprechen dürfte: Sie würden mir erlauben, dieselbe demnächst genauer und nach allen Seiten hin in Ihren Blättern zu beleuchten.

Kein Moment kann außerdem, von den politischen Constellationen und Machtconsequenzen des Kriegs gegen unsern gefürchteten und gehaßten Nachbar ganz abgesehen, für Neugründung einer Marine geeigneter sein, als eben der gegenwärtige. Nachdem die Einführung des Dampfes als Bewegungsprincip in der Kriegsflotte eine mannigfache Umgestaltung ihres Materials veranlaßt und mehrfache neue Schiffclassen entstehen gemacht hat, mangelten dennoch bis noch vor kurzem alle gründlichen militärischen Erfahrungen rücksichtlich deren relativen Werthes. Der nun eröffnete Krieg hat schon begonnen, sie zu geben, und jede neue maritime Action wird sie vervollständigen. Wir werden, nachdem dieses Jahr zu Ende gegangen, und mit ihm die russische Seemacht, im Stande sein, für die unsrige ein Material zu schaffen, dessen Vortrefflichkeit von den neuesten Erfahrungen im Seekriege getragen sein wird. Die Presse hat die Pflicht, unablässig hierauf hinzuweisen; sie muß, wie vor kurzem noch, im Jahre 1848, die Hauptwortführerin für die große Nationalangelegenheit werden; hoffen wir, daß wenn sich die Wünsche des deutschen Volkes laut kundgethan, die preußische Regierung zunächst werththätig vorangehen wird, um sie im großen Maßstabe zu realisiren! —

Aus England. — Die russenfreundlichen Blätter in Deutschland — Schmach genug, daß es welche gibt — sind naiv genug, den verbündeten Flotten im schwarzen Meer Vorwürfe darüber zu machen, daß sie nicht gleich „das uneinnehmbare“ Sebastopol, sondern eine „wehrlose und offene“ Handelsstadt, Odeffa, angegriffen haben. Solange der Krieg nicht als ein Spiel betrachtet wird, in dem man der bloßen Unterhaltung zu Lieb so viel Kugeln als möglich auf einmal abfeuert, sondern als ein blutiges Mittel, durch welches man dem Feinde mit dem möglichst geringen Aufwande von Kräften möglichst viel Schaden zu thun sucht, um ihn durch Erschöpfung seiner directer und indirecten Kriegsmittel, d. h. seiner Streit- und seiner Steuerkräfte, zum Frieden zu zwingen, ist ein solcher Vorwurf nur lächerlich. Odeffa muß wegen seiner Lage immer ein Hauptdepot zum Nachschub für die in Bessarabien und den Donaufürstenthümern stehenden russischen Truppen sein; und es werden dort immer ziemlich viel Kriegsvorräthe lagern: schon dadurch wird es zu einem legitimen Operationsobject der vereinigten Flotten. Man hat auch nicht den sogenannten Quarantänehafen, in welchem die fremden Kauffahrtschiffe liegen, sondern den am andern Ende der Stadt befindlichen Kriegshafen, in dem nur russische Kauffahrer und in der Regel auch einige Kriegsschiffe liegen, beschossen. Von Odeffa als einer wehrlosen Stadt zu sprechen ist lächerlich: sein Hafen ist, wie man gesehen hat, reichlich mit Batterien armirt; zudem haben diese Batterien auf ein englisches Parlamentärschiff geschossen, als es bereits auf der Rückkehr begriffen war, ein Benehmen, was man allenfalls von einem Sultan von Borneo oder einem König von Dahomey, aber nicht von einer civilisirten Macht erwartet. Eine Lection war daher nicht nur ganz am Plage, sondern sie war geboten. Wenn, was sehr leicht möglich ist, bei dem Bombardement russisches Privateigenthum mehr als russisches Staatsigenthum gelitten hat, so ist das eben eine traurige Nothwendigkeit des Krieges. Wenn ein Fürst erklärt, daß es ihm gleichgiltig sei, ob der Handel seines Reichs vernichtet, ob seine Außenprovinzen vom Feinde besetzt würden, daß er dann seine Flotten in uneinnehmbare Häfen, seine Heere in die unnahbaren Wüsten des Innern zurückziehen werde, daß er aber nur Frieden unter den Bedingungen schließen werde, die ihm gefallen, so bleibt eben kein Mittel übrig, als ihm durch Erfahrung den Zustand kennen zu lehren, in welchen durch eine strenge Blokade zur See und zu Lande der Handel mit dem Auslande aufhört, die bloß auf den Absatz ihrer Rohproducte angewiesenen und ohnedies nicht sehr reichen Unterthanen verarmen, und damit die Hilfsquellen verstopfen, mit denen Rußland bisher seine Macht genährt hat. Wenn die russischen Flotten sich in Sebastopol und Kronstadt einschließen wollen, so ist das ihre Sache; sie sind für die Verbündeten gar nicht vorhanden, wenn sie die Blokade nicht stören, und nichts zum Schutze der Küsten thun, und die Engländer und Franzosen haben nicht den mindesten Grund, den Eingang in Sebastopol oder Kronstadt zu forciren, um sie dort durch Vernichtung schadlos zu machen, da sie es schon durch Unthätigkeit sind. Vielleicht fangen dann auch die Russen an darüber nachzudenken, was eine Kriegsflotte nützt, deren Unterhalt im Frieden unermessliche Summen kostet, und die im Krieg nicht einmal dem Feinde wehren kann, die Küsten zu verheeren und den Handel zu vernichten. An einen Versuch, einen Angriff auf eine der großen Seefestungen Rußlands zu machen, ehe ein sehr beträchtliches Corps Landungs-

truppen zu dessen Unterstützung bereit ist, glauben wir nicht; andererseits sind wir fest überzeugt, daß er zur geeigneten Zeit nicht unterbleiben wird, und wenn wir auch zugeben, daß es schwer sein dürfte, dem Zaren den Frieden in Moskau zu dictiren, so ist doch schon viel gewonnen, wenn er die beiden wichtigen Ausfallspforten verliert, durch die er beständig den Sund und die Dardanellen bedrohte, und deren Besitz allein Rußland zu einer maritimen, und dadurch zu einer Weltmacht erhebt. —

Denkerbriefe vom wallachischen Donauufer, von Prinzessin Aurelie Ghika, in deutscher Sprache herausgegeben, nebst einem ungestempelten Briefe an die Verfasserin von **F. Paalzow**. Berlin, Franz Duncker. — Ein wunderliches Buch, das wir von allen möglichen Seiten betrachtet haben, aber ohne zu wissen, was wir daraus machen sollen. „Diese Briefe, sagt der Herausgeber in der Einleitung, verbreiten sich über die gesammten europäischen Verhältnisse, berühren alle Fragen, die heute noch die Welt bewegen und sie für lange noch bewegen werden; sie besprechen das Verhältniß der Türkei zur europäischen Civilisation, das des Socialismus zum Christenthum; über die heutige Jugend und die gegenwärtige Erziehung; über die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Hauptvölker Europas; über Vaterlandsliebe und Heimatsgefühl; sie geben eine interessante und originelle Darstellung des socialen Zustandes in der Wallachei.“ — Das alles und noch manches andere wird in der That in diesen Briefen behandelt, aber auf jene halb vornehm nachlässige, halb gutmüthig schwärmerische Weise, die den Pariser Damen aus der feineren Gesellschaft so geläufig ist, die aber den an ernstes Nachdenken gewöhnten Deutschen verstimmen muß. Auffallend richtige Bemerkungen drängen sich neben ungeschulte Ausdrücke der Empfindung; ein ernsthaft festgehaltener Unterschied zwischen wirklicher Kenntniß und flüchtiger, durch Einbildungskraft verdorbener Anschauung wird nie gemacht und man kann sich weder auf ein festes Princip stützen, noch sich vertrauensvoll dem natürlichen unreflectirten Strom der Empfindung überlassen. Es ist dasselbe leichtfertig gefühlvolle Salongeschwätz, welches uns in den raisonnirenden Excursen der George Sand anwidert, während ihre eigentlichen Dichtungen uns bezaubern.

Die Prinzessin Ghika ist nämlich nach dem Bericht des Herausgebers eine geborne Französin, Tochter des Obersten de Soubiran. Ihr Geburtsort liegt am Fuß der Pyrenäen. „In Paris, wo die ebenso schöne und liebenswürdige als hochgebildete Dame eine der Zierden der Salons war, in denen sie erschien, machte sie die Bekanntschaft ihres Gemahls, des Prinzen Gregor Ghika, eines Neffen des Fürsten Alexander, welcher bis 1842 regierte. . . Der Prinz führte die ausgezeichnete französische Dame 1850 in ihre neue Heimat. In der vornehmen Gesellschaft des reichen und luxuriösen Bukarest war die neue glänzende Erscheinung aufs zuvorkommendste aufgenommen.“ — Die Prinzessin scheint mit dem türkischen Hofe in nähere Berührung getreten zu sein, wenigstens sagt sie S. 6: „Seine kaiserliche Majestät der Sultan, der, obgleich höchst civilisirt, noch kein prohibitiver Haberecht ist, sondern sich herabläßt das Gute zu er-muthigen, wo es sich zeigt, ist nicht gemeint gewesen, die Anrügigkeit des salischen Gesetzes im Punkte der Intelligenz bis auf mich auszudehnen. Er hat mir vielmehr,

obgleich ich nur eine Frau bin, ein mit seinem Reichswappen gezierter Brillantarmband überfannt. Es ist wahr, Seine Majestät ist in diesem Augenblick der größte Dichter der That, der eine Krone trägt." Darum ist es auch wol sehr erklärlich, daß sie für die türkischen Einrichtungen so eingenommen ist. Zuerst, und das ist wol das Unbefangenste, macht sie auf die hübschen Gesichter der Türken aufmerksam. Dann geht sie auf die Religion ein. „An der türkischen Reform liebe ich als Christin ganz besonders, daß sie bei ihrem Glauben achtungsvoll stehen bleibt und nicht meint, die Errungenschaften ihrer Intelligenz auf die Verachtung der Gegenstände ihrer alten Verehrung und auf den Unglauben stützen zu müssen, der die Vergangenheit dahingibt.“ — „Ich will die jungen Einrichtungen dieses alten Staats studiren, der nicht nöthig hat, seine emporschießenden Treibreiber zu stützen, um sich einen neuen Saft einzuzimpfen; wo die Gerechtigkeit nach dem natürlichen Gefühl ganz verständlich gehandhabt wird und nicht in staunenswerthen Codificationen enthalten ist, deren Sinn so leicht zu drehen und zu deuten ist; wo die Classen vermöge einer wie von selbst verlaufenden Ordnung und durch gegenseitiges Nachgeben sich in gutem Vernehmen erhalten.“ — Ob diese Einfälle einer blasirten Splondame, die der Abwechslung wegen auch wol einmal die Dinge auf den Kopf stellt, auch zu den tiefen Wahrheiten gehören, welche die Prinzessin entdeckt haben soll, wissen wir nicht. Wir können nur versichern, daß wir in den gesammten Briefen nicht einen einzigen Satz gefunden haben, in dem eine neue Wahrheit deutlich ausgesprochen, eine neue Anschauung uns correct überliefert wäre. Ob dieser Mangel durch die Schönheit des Stils ersetzt wird, der nach der Aussage des Herausgebers und anderer bezaubernd sein soll, können wir nach dieser Uebersetzung nicht beurtheilen, da der Uebersetzer für den Rhythmus des Stils keinen Sinn hat. Schon der wunderliche Titel der „Denkerbriefe“ gehört dem Original nicht an, wo es „Briefe eines Denkers“ heißt. Und so haben wir noch bei mehreren ungewöhnlichen und unschönen Wendungen den Uebersetzer in Verdacht, er habe von seiner Färbung etwas dazu gethan. Manches läßt sich in einer fremden Sprache ausdrücken, was durch die Uebersetzung gradezu lächerlich wird. So S. 79, wo die Prinzessin einen Verstorbenen in einer langen und rührenden Apostrophe mit „Sie“ anredet. „In der ersten Jugend noch sind Sie dahingegangen, ein Geist so voller Anziehung, der zu zartfühlend war für die Kämpfe des Lebens und des Glücks. Daran sind Sie gestorben u. s. w.“ — Das französische „Vous“ hat eine ganz andere Ausdehnung als das deutsche „Sie“. Die Franzosen gebrauchen die Höflichkeitsform des Plural, auch wenn sie sich an Gott wenden. Im Deutschen aber würde es sehr lächerlich klingen, wenn man sagen wollte: „Lieber Gott, geben Sie mir Frieden und Ruhe des Gemüthes“ u. s. w.

Aber trotz dieser Metamorphosen der Uebersetzung kommen einem die Briefe der Prinzessin noch immer sehr einfach und ungesucht vor, wenn man das Nachwort des Uebersetzers an die Verfasserin der Denkbrieftage damit vergleicht. „Sie haben, redet er sie an, außer dem frischen, lebendig poetischen Sinn für den Ton und die Farbe, für die Malerei und die Musik, neben der durchgehenden, wahrhaft gesellschaftlichen Auffassung der politischen wie der religiösen Beziehungen und Ereignisse in Ihrem Styl das, was ich den Harfenton einer klingenden Seele nennen möchte; jenen Ton, den die Milanollo aus den Saiten ihrer Violine sprechen läßt, indem

sie ihrer Mädchenseele den wundersamen Ausdruck gibt, welche einmal klagend um die verlorne Schwester, wie eine nur noch halbe, ein andermal in der steten Erinnerung an die Dahingegangene, wie eine Doppelseele erscheint; denselben Ton, in welchen die Nachtigall des Nordens, die schwedische Jenny den einzigen Schmelzhold verschleierter Weiblichkeit hineinlegt.“ Diese Art der Ideenassociation und der Bildersprache charakterisirt das Denken des Uebersetzers der „Denkerbriefe“. Er macht der Prinzessin noch öfters Complimente, die zwar zart, aber auch etwas schwülstig sind. So z. B. S. 179. „In dem Zimmensee heißt es einmal: er sah auf der ins Wasser hinabhängenden blaffen Hand jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf frankten Herzen liegen. Ist das nicht ein Zug feiner Beobachtung? Und obgleich ich weiß, daß Sie glücklich verheirathet sind, daß Sie bis zur Occupation wenigstens, in den angenehmsten Verhältnissen gelebt haben, war es mir beim Lesen mancher Briefstellen, als könnte einmal schon auf die Hand, welche die Denkerbriefe geschrieben, etwas von jener eigenthümlichen Weise einen Widerschein geworfen haben.“ —

Außerdem erweitert er den Umfang der Gegenstände, welchen die Briefstellerin behandelt, außerordentlich: er gibt eine Philosophie des Bieres, eine Philosophie der Blonden und Braunen u. s. w., z. B. S. 182: „Was mir bedenklich erscheint, ist das, wenn der nährende Quell des Gambrinischen Bottichreichs zur überschwemmenden und aufschwemmenden Sündflut wird u. s. w.“ Wir wollen diese Excurse übergehen und statt dessen anführen, was uns der Verfasser, der als Hauptmitarbeiter der Nationalzeitung an der Quelle sitzt, über die deutsche Demokratie mittheilt: „Die Demokratie ist positiv; sie ist keine Verstandesabstraction, sondern lebendig und gefühlvoll. Sie ist von Grund aus gesellschaftlich; sie versteht unter Regieren etwas Anderes, als Gewaltüben nach Willkür; sie ist darüber hinaus, ihr humanes Herz mit der Actenschablone irgend eines Verfassungsschemas laben und sättigen zu wollen; sie will ernstlich gerecht sein, um frei zu werden, und gerecht werden, um frei zu bleiben. Die Demokratie ist dem Socialismus, nicht bloß dem pseudonymen räuberischen, auch dem an sich räsionablen, centralistrenden und bureaukratisch-reglementirenden, dem despotischen, dictatorischen entgegen, wie dem Communismus, der unmenschliche, untermenschliche Gleichheit will. Die deshalb auch freihändlerische Demokratie will bürgerliche Gleichberechtigung unter den natürlich und gesellschaftlich Verschiedenen, und Selbstverwaltung, wo Vormundschaft entbehrlich und genügende Selbstständigkeit vorhanden ist; sie würde die menschlichen Verschiedenheiten schaffen wollen, wenn sie nicht da wären. Sie ist tolerant, so scharf und parteiweisig sie sein kann, wo sie ihrer Natur zuwider genöthigt ist, eine Parteihaltung einzunehmen, um im Parteikampf zu bestehen. Sie können vielfach hören, wie ringsum in Deutschland Demokraten sich äußern, ähnlich wie einmal Ihr bewunderter Chateaubriand sich aussprach, sie seien republikanisch im Princip, fänden sich gern verständlich in die verständige Monarchie, wie sie historisch begründet sich finde, und seien, wie andere das auch bloß romantisch nennen möchten, von einer geschichtlichen Sympathie für die Hohenzollern eingenommen, die von der Donau her über Franken in die Mark gekommen.“ —

Abgesehen von dem wunderlichen Stil ist das alles recht verständlich und gut, und

wenn es ernst gemeint ist, und nicht blos ein Compliment an die schönen Augen der walachischen Prinzessin gerichtet, so können wir es Wort für Wort als unser eignes Glaubensbekenntniß, als Glaubensbekenntniß der constitutionellen Partei unterschreiben. Wir glauben, daß die Mehrzahl unter uns im allgemeinen und bei Gleichheit der übrigen Umstände das Leben in einer Republik dem Leben in einer Monarchie vorziehen würde, wenn nur nicht die alten historischen Traditionen wären, die Sympathien für ein Königsgeschlecht, in dem sich der Ruhm unsrer Geschichte versinnlicht; wenn nur nicht die eine Ueberzeugung hinzukäme, daß man nicht ungestraft die historisch begründete Culturentwicklung eines Volkes nach einer andern Staatsform hin ableitet. Ueberhaupt sind wir schon öfters auf die Vermuthung verfallen, daß der Hauptunterschied zwischen uns und den Demokraten im Stil liegt. Freilich sagt der Stil noch etwas mehr, als die bloße Form der Worte und Perioden, und der Unterschied bleibt dann doch immer ein recht bedeutender. Die obige Epistel konnte ein ganz artiges Capitel in den „Rittern vom Geist“ ausmachen und wir begreifen jetzt die Wahlverwandtschaft zwischen dieser Dichtung und dem demokratischen Organ vollkommen. Wenn wir sie früher nicht begriffen, so lag das nur darin, daß wir von der Demokratie glaubten, sie habe einen bestimmten Inhalt, der sie von andern Parteien unterschiede.

Wie dem auch sei, wir sind in diesem Augenblick, ob wir es wünschen oder nicht, Verbündete, freilich in derselben Weise, wie wir Verbündete einer andern Partei sind, die viel conservativer und viel monarchischer ist, als wir. In dem ungeheuren Weltkampf, der jetzt ausbricht, dem Weltkampf zwischen der Civilisation und der Barbarei, zwischen der nationalen Unabhängigkeit und den Tendenzen einer Weltmonarchie, von deren Verfassung ein geistvoller Schriftsteller einmal halb im Scherz halb im Ernst gesagt hat, sie sei *le despotisme modéré par l'assassinat* — in diesem ernsthaften Kampf verschwinden alle Nuancen; ja es verschwinden selbst die theuersten Sympathien, Sympathien die tief in unser Herz gewachsen sind. In diesem Kampfe gibt es nur ein Rechts und ein Links und keine Vorliebe kann uns daran hindern, uns für diejenigen zu erklären, die sich um das Banner der Civilisation scharen. Und damit dieser ernste Aufschwung nicht gleich im Anbeginn durch falsche Voraussetzungen gehemmt wird, müssen wir immer aufs neue wieder hervorheben, daß es sich gar nicht um türkische Sympathien, gar nicht um die Integrität des osmanischen Reichs handelt; es handelt sich einzig und allein darum, das verderbliche Uebergewicht Rußlands über das conservative Europa und namentlich über Deutschland zu brechen. Ob die Türkei diesen Kampf überleben wird, das können wir noch nicht vorauswissen: auf eine so schwache Existenz wollen wir unsere Aussichten nicht begründen. Aber daß aus diesem Kampfe eine größere Freiheit und Unabhängigkeit der civilisirten Nationen und folglich eine reichere Culturentwicklung der Geschichte hervorgehen wird, das wissen wir mit Bestimmtheit, und nur diese Seite des Kampfes fassen wir ins Auge. Pariser Salondamen und walachische Prinzessinnen mögen sich von den schönen Augen und den graziösen Bewegungen der Türken und von dem poetischen Geist des Sultans bestechen lassen. Wir wollen uns nie die Wahrheit verhehlen, daß die Türkei ein fauler Staat ist, der auf unhaltbaren Voraussetzungen beruht und der auf die Länge nicht am Leben

erhalten werden kann. Jeder Tropfen deutschen Blutes, der für diese Sache vergossen würde, müßte uns als ein Frevel erscheinen, wenn nicht in dieser Sache zugleich die Sache der Unabhängigkeit Deutschlands ausgefochten würde. —

Theater. — Bei der auffallenden Ebbe unsrer Tage in Beziehung auf neue dramatische Productionen, die sich als lebensfähig erweisen, kommt man mitunter auf die seltsamsten Versuche. Zu diesen rechnen wir auch unter andern die Bearbeitung des zweiten Theils von Faust von Dr. Wollheim, der auf dem Hamburger Theater, wie es scheint, mit vorzüglichem Erfolge dargestellt wurde; wenigstens berichten die Theaterzeitungen, daß bei der dritten Aufführung, dem Benefiz des Bearbeiters, nach beendigter Vorstellung dem Herrn Dr. Wollheim von den Damen der Hamburger Bühne ein Lorbeerkranz überreicht und von andern Damen aus dem Publicum eine Menge der schönsten Blumenbouquets und Kränze zugesandt worden. So wären wir ja unter dem reinsten classischen Himmel, und jeder böswillige Kritiker müßte vor der Gewalt eines so augenscheinlichen Beispiels verstummen. Herr Wollheim ist sogar tiefer in die Intentionen des Dichters eingedrungen, als es das gewöhnliche Publicum thut, er hat aus den drei Knabengestalten des Homunculus, des Euphorion und des Knaben Lenker ein und die nämliche Person gemacht, wie es ja auch Goethe selbst in seinen Gesprächen mit Eckermann, Gott weiß ob im Spas oder Ernst, angedeutet hat. Ob der Elefant, auf den Goethe in diesem Gespräch zum Theil die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg gründete, auch eine Rolle in Hamburg gespielt hat, ist uns nicht bekannt. — Wenn wir nun auch nicht zu den orthodoxen Verehrern vom 2. Theil des Faust gehören, wie es in der stillen Goethegemeinde viele gibt, so werden wir doch gewiß zugeben, daß jeder, der dieses seltsame Stück mit Ernst und Andacht studirt, eine reiche Ausbeute von Gedanken und Reflexionen daraus mitbringen wird; denn auch aus dem Unbedeutendsten, was Goethe geschrieben, kann der Gescheidteste noch sehr viel lernen. Daß man aber diesen Mischmasch von Einfällen, dieses Hin- und Herreden ohne Ziel und Zweck, diese Phantasmagorien ohne Physiognomie und Gestalt auf die Bühne zu bringen wagt und daß sie auch wirklich gefallen, das ist uns ein viel schlimmeres Zeichen für die Verbildung des deutschen Geschmacks, als der Erfolg der Birch-Pfeifferschen Stücke, denn es zeigt, daß man auch das Gefühl für das einzige verloren hat, woraus ein wirkliches Theater hervorgehen kann, Leben und Handlung. — Ein anderer, freilich nicht so toller, aber auch verwerflicher Versuch ist die Aufführung von Calderons „Arzt seiner Ehre“ nach der Westschen Bearbeitung auf dem Berliner Theater. Gott wolle verhüten, daß das deutsche Publicum einmal so weit käme, das Stück ohne Empörung so mit anzusehen, wie es Calderon geschrieben hat. Aber um einen solchen Ausweg zu ergreifen, wie es Herr West gethan, nämlich die Grundlage der Fabel beizubehalten und einen entgegengesetzten Schluß daraufzusetzen, dazu ist Calderon doch ein zu lebensfähiger Dichter. Mechanische Arbeiten kann man wol auseinandernehmen und bald so, bald anders zusammensetzen, aber ein Organismus wird durch solche Experimente getödtet. —

Eine Winternachtsmär von Shakspeare, übersetzt von Karl Abel. Berlin, Springer. — Der Verf. hat gründliche Studien über die Sprache des eng-

lischen Dichters gemacht und man wird bei ihm handgreiflicher an den Stil desselben erinnert, als in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung. Aber man kann das Ganze doch nur als eine Studie ansehen, praktisch brauchbar ist es nicht. Schlegel hat ganz genau die Grenzscheide getroffen, bis zu welcher man in der Nachbildung der individuellen Eigenthümlichkeiten gehen durfte, ohne aus dem Gebiet der Poesie herauszutreten; jedes Ueberschreiten dieser Grenze stört den unbefangenen Genuß am Schönen, und dieser kann bei einer Uebersetzung doch nur bezweckt sein, da man zum eigentlichen Sprachstudium sich billigerweise an das Original selbst wendet. —

Freude macht Angst, Lustspiel in 1 Act, nach dem Französischen der Frau Emile Girardin, übertragen von W. Bachmann. Berlin, Decker. —

Das Büchlein interessiert uns zunächst insofern, als es, soviel wir wissen, das erste ist, welches unter dem Schutze des Gesetzes vom 20. Februar 1834 erschienen ist, wonach das Recht, über die Aufführung seiner Stücke zu verfügen, dem Dichter auch nach dem Drucke seines Werkes bleibt. Was den Inhalt betrifft, so scheint uns dieses Lustspiel vorzugsweise für Kindertheater geschrieben. Zu Anfang der Scene sehen wir drei Damen sitzen und weinen, zuerst weinen sie, ohne etwas zu sprechen, nachher weinen sie motivirt; nämlich der Sohn der einen, der Bruder der andern, der Bräutigam der dritten ist verloren gegangen und man hält ihn für todt. Jede der betreffenden Damen drückt also ihren Schmerz und ihren Kummer auf ihre individuelle Weise sehr ausführlich und eindringlich aus. Auch ein alter Bedienter und ein Freund verfehlen nicht, ihre stillen Thränen in dies Bad der Liebe und Freundschaft mit einfließen zu lassen. Nun kommt aber in der 8. Scene der todtgeglaubte Sohn, Bruder und Bräutigam wieder und man glaubt, das Stück wäre zu Ende. Allein jetzt kommt erst die Hauptkatastrophe. Nämlich der Diener bemerkt sehr weise, die Damen müßten erst vorbereitet werden, da sie sonst die Freude leicht erschrecken, vielleicht gar tödten würde. Sie werden also der Reihe nach vorbereitet, zuerst die eine, dann die andere und endlich die dritte. Ueberall geht der Kummer zuerst in Schreck über und zerfließt dann in Thränen der Freude. Mit diesem allgemeinen warmen und innigen Frühlingregen schließt das Stück zur vollkommenen Erbauung des Publicums. Es ist unstreitig das spaßhafteste, das uns seit langer Zeit vorgekommen ist. —

Ein Tag im Gasthose, Lustspiel in 5 Acten, von Friedr. Ruperti. — Bremen, Schünemann. — Die Erfindung dieser kleinen Intrigue ist artig und die Stimmung heiter, wie es sich für das Lustspiel paßt: aber der Verf. ist in der Ausführung etwas zu sehr ins Breite gegangen und hat dadurch den guten Eindruck abgeschwächt. Der Stil ist etwas zu anspruchsvoll, selbst die Famben eignen sich nicht für ein ganz einfaches modernes Gemälde. —

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Albert** in Leipzig.